

Winter 2014 / Frühjahr 2015

PFARRBRIEF

St. Agnes • St. Kunibert • St. Ursula • St. Gertrud

Familienbilder



EDITORIAL⁺

Familienbilder



Die heilige Familie, die uns am Weihnachtsfest begegnet, ist das, was wir heute eine Problemfamilie nennen würden: Josef ist vermutlich gerade arbeitslos, er hat kein Geld fürs Hotel, sein Kind kommt unter freiem Himmel auf die Welt, das Kind wird mit dem Tod bedroht, die Familie muss fliehen, sie sucht und findet Asyl im Nachbarland Ägypten. Familien wie die heilige Familie kommen derzeit verstärkt in unser Land, auch nach Köln, auch ins Agnesviertel, zum Beispiel in die Flüchtlingsunterkunft am Hansaring: Sie fliehen aus der Ukraine, aus dem Irak oder aus Syrien. Sie werden als Minderheit verfolgt und vertrieben, wie die Roma. Wenn wir also Weihnachten feiern, können wir dem Schicksal von Flüchtlingen nicht ausweichen. Dann wird uns bewusst, dass ihre Suche nach einem Ort der Freiheit im Mittelpunkt des Evangeliums steht – und dass sich Jesus ohne Wenn und Aber solidarisiert. Die abstrakte Idee einer „Menschwerdung Gottes“ wird plötzlich konkret. Navid Kermani plädiert in diesem Pfarrbrief, in dem er über seine Reportagereise in den Irak berichtet, dafür, „den Flüchtlingen ein Gesicht zu geben: nämlich unseres.“ Besser kann man die Idee von Weihnachten nicht zusammenfassen.

Menschen ein Gesicht zu geben, das gelingt durch eine Alternativkultur der Solidarität, der Aufmerksamkeit und der Wertschätzung. Das beginnt schon in der Kindertagesstätte. Petra Schneider, die Leiterin der KiTa St. Agnes, erzählt davon, wie sich die Aufmerksamkeit der Erzieherinnen für Kinder und für Eltern verändert, wenn sich Familien verändern oder verändern müssen. Hannelore Bartscherer berichtet als Vorsitzende des Kölner Katholikenausschusses vom Austausch mit homosexuellen Menschen in Köln. Auch Regenbogenfamilien leben in unserem Veedel und engagieren sich in der Gemeinde. Eine davon, eine Familie mit zwei Müttern, stellt sich im Pfarrbrief vor. Dass homosexuelle Menschen nicht überall in der katholischen Kirche zeigen können, wie sie leben, ist traurig. Daran hat, trotz manch vorsichtiger Signale des Aufbruchs, auch die

Familiensynode in Rom bis auf Weiteres nichts geändert, wie Bernhard

Wagner zeigt: Er hat die Diskussionen verfolgt. Michael Rind erzählt, wie eine wachsende Anzahl junger Menschen der Kölner Kevelaer-Bruderschaft ein frisches Gesicht geben. Hans-Conrad Zander erinnert daran, dass Jesus ein sehr eigenes Familienbild hatte, denn „der Erlöser war kein Papi. Er war das Gegenteil davon.“ Ohne Familie wiederum gäbe es die Familien-Veedelsbäckerei „Der Brotspezialist“ in der Blumenthalstraße vermutlich nicht. In einer spannenden Reportage erfahren Sie, wie dort Familie und Arbeit unter einen Hut gebracht werden.

Schließlich klärt Clemens Zahn vom Caritasverband darüber auf, wie es Flüchtlingen in Köln ergeht. Es kann funktionieren, weiß er, wenn Institutionen, Initiativen und Vereine konstruktiv zusammenarbeiten. Auch in unserer Gemeinde gibt es Menschen, die etwas für Flüchtlinge tun wollen oder schon tun. Wir wollen sie zusammenbringen. Näheres auch dazu in diesem Heft.

Peter Otten, Pastoralreferent

Inhalt

Interview Hannelore Bartscherer	3
Familiensynode	5
Jesus war kein Papi	7
Interview Petra Schneider	8
Der Brotspezialist	10
Die Regenbogenfamilie	12
Die Kölner Kevelaer-Bruderschaft	14
Interview Navid Kermani	16
Flüchtlinge in St. Agnes	17
Fragebogen: Marcel Bode	18
Wussten Sie schon ...?	19

„LEHRE UND PRAXIS KLAFFEN IMMER WEITER AUSEINANDER“



Hannelore Bartscherer, Vorsitzende des Kölner Katholikenausschusses, im Gespräch mit Jürgen Salz über den Umgang der Kirchengemeinden mit geschieden Wiederverheirateten, Homosexuellen und jungen Familien. Der Katholikenausschuss vertritt die katholischen Laien in Köln. Er wird von den Pfarrgemeinderäten sowie von katholischen Verbänden gewählt.

Pfarrbrief: Frau Bartscherer, als Vorsitzende des Katholikenausschusses haben Sie Einblick in viele Gemeinden. Wie barmherzig ist die Kirche eigentlich gegenüber Menschen, die nicht das klassische Familienmodell leben?

Bartscherer: Wir haben es in den vergangenen Jahren leider geschafft, dass sich viele geschieden Wiederverheiratete von vornherein ausgegrenzt fühlen. Das fängt schon damit an, dass in den Gottesdiensten in Fürbitten und Texten oftmals das Idealbild der Familie vermittelt wird – mit Vater, Mutter und Kindern. Ich wünsche mir auch sehr, dass Wiederverheiratete zur Kommunion zugelassen werden. In manchen Gemeinden ist es schon gelebte Praxis, dass Geschiedene, Wiederverheiratete die Sakramente erhalten. Die wenigsten davon haben sich ihr Schicksal ja ausgesucht. Scheitern gehört zum menschlichen Leben dazu. Scheitern ist nicht anrühlich und man muss sich nicht dafür schämen.

Wie geben Gemeinden nach Ihrer Beobachtung mit Homosexuellen um?

Viele Homosexuelle haben eine klassische, katholische Sozialisation durchlaufen. Sie waren Messdiener,

Jugendleiter oder Pfarrgemeinderat. Jetzt leiden sie darunter, dass sie sich von der Kirche ausgegrenzt fühlen – gerade dann, wenn sie älter werden. Ich habe in den vergangenen Jahren viel darüber gelernt. Im Katholikenausschuss haben wir gute Kontakte zur Aidshilfe und zum Kölner Lesben- und Schwulentag, kurz KLuST.

Wie kam der Kontakt zustande?

Vor gut fünf Jahren schrieb uns ein Katholik, dass sich in einer Einrichtung, die von der Stadt mit betrieben wird, ein Dark Room befindet. Ich hatte keine Ahnung, was ein Dark Room ist, dass dort Schwule und Lesben ihre Sexualität ausleben. Im Auftrag des Vorstandes des Katholikenausschusses habe ich das Gespräch dazu gesucht – daraus hat sich dann ein guter Kontakt zur Aidshilfe und zum KLuST ergeben. Wir sind uns einig, dass die Diskriminierung von Schwulen und Lesben aufhören muss. Ob es der richtige Weg ist, dass sich Homosexuelle immer schriller, bunter und verrückter präsentieren müssen, weiß ich nicht. Inzwischen haben wir jedenfalls eine Reihe gemeinsamer Aktivitäten auf den Weg gebracht. Es gibt einen festen Gesprächskreis, dem auch Pfarrer angehören, Podiumsdiskussionen und einen Benefizlauf

Familienbilder

Für diesen Pfarrbrief haben wir Kinder der Kita St. Agnes gebeten, Bilder zu „meiner Familie“ zu malen.



für die Aidshilfe im Rheinauhafen. Für Ende November haben wir erstmals zu einem Stadtgang mit verschiedenen Stationen eingeladen: Neben der Aidshilfe haben wir etwa RUBICON, die Beratungsstelle für sexuelle Orientierung, und den Sozialdienst Katholische Frauen, der sich etwa mit Prostitution auseinandersetzt, und die Kunststation St. Peter besucht.

Haben Sie den Eindruck, dass die Kirchen genug für junge Familien tun?

Wenn ich mir die Gottesdienste so ansehe, kann ich leider recht wenige junge Familien entdecken. Die meisten Gottesdienstbesucher sind über fünfzig Jahre alt. Junge Ehepaare mit Kleinkindern finden noch den Weg in die Kirche, weil sie ja ihre Säuglinge taufen lassen wollen. Doch danach verlieren viele junge Familien erst einmal den Kontakt zur Gemeinde. Ich kenne auch kein Erfolgsrezept, wie junge Familien sich stärker in Gemeinden angenommen fühlen. Vielleicht sollte es Angebote für junge Eltern geben, die sehr praxisorientiert Austausch anbieten, etwa bei Alltagsproblemen, wie zahnem, nicht durchschlafen, Erziehungsfragen.

Der Großteil der Kölner Katholiken pfeift auf die kirchliche Lehrmeinung, wenn es um Ehe, Familie und Sexualität geht – so das Ergebnis einer Umfrage vom Anfang des Jahres. Hat Sie das überrascht?

Nein, überhaupt nicht. Kirchliche Lehre und gelebte Praxis klaffen immer mehr auseinander. Die Realität ist seit



Jahren eine andere; immer mehr Ehen scheitern mittlerweile. Anscheinend gibt es ein großes Bedürfnis, darüber zu reden. Denn die Rückläufe bei der Umfrage waren ja enorm – jedenfalls weit oberhalb der zehn Prozent, die sonst bei Meinungsumfragen üblich sind.

Bei der jüngsten Bischofssynode zum Thema Ehe und Familie haben sich die Reformer allerdings nicht durchgesetzt.

Das wird ein längerer Prozess werden; die Diskussion geht nächstes Jahr weiter. Der Papst macht mir dabei Mut. Ich finde es gut, dass Franziskus nicht das Ergebnis vorgibt, sondern klar sagt, dass die Diskussion noch Zeit braucht. Auch wenn das sicher vielen, etwa den Geschiedenen und Wiederverheirateten, die wieder näher an ihre Kirche heranrücken möchten, zu lange dauert.

Liebe und Verantwortung

Fast 10.000 Jugendliche und junge Erwachsene vom Bund der Deutschen Katholischen Jugend (BDKJ) haben sich an der Umfrage des Papstes zu Liebe und Sexualität beteiligt. Eine kleine Auswahl ihrer Statements:

„Ich sehe keinen Grund, Verhütung zu beichten, da ich nicht glaube, dass es eine Sünde ist, wenn man mit 18 noch keine Kinder will.“ (Frau, 18 Jahre)

„Moral, die grundsätzliche Verantwortung von Partnerschaft und Familie in Liebe betrifft – starke Zustimmung. Moral, die Sex vor der Ehe betrifft – halte ich mich nicht dran. Gerade weil die Ehe nicht etwas ist, in das ich verantwortungslos hineinstolpern möchte.“ (Mann, 22 Jahre)

„Ich denke, dass das Warten auf den richtigen Partner, die Treue und die Offenheit für Kinder das beste Konzept für ein glückliches Leben sind.“ (Mann, 21 Jahre)

„Als homosexueller Jugendlicher haben mich die Äußerungen während des Pontifikats Benedikts XVI. in eine tiefe Sinn- und Lebenskrise gestürzt. Ich habe mich von der Institution, der ich damals schon nahezu 10 Jahre als Lektor und Oberministrant gedient hatte, plötzlich als minderwertig beurteilt gefühlt. Warum verbeugen wir uns nicht vor der wunderbaren Vielfalt der Schöpfung Gottes!?“ (Mann, 19 Jahre)

WENIG ERGEBNISSE BEI KONTROVERSEN THEMEN



Manche verbuchen die freie Rede bei der Familiensynode bereits als Erfolg. Bernhard Wagner hat den Verlauf des Bischofstreffens in Rom für den Pfarrbrief beobachtet.

Vom 5. bis zum 19. Oktober fand in Rom die 3. Außerordentliche Vollversammlung der Bischofssynode statt, die den sperrigen Titel „Die Herausforderungen der Familienpastoral im Kontext der Evangelisierung“ trug. Zwei Wochen lang diskutierten die 191 Synodenväter, teils im Plenum, teils in nach Sprachen geordneten Kleingruppen.

Um es gleich auf den Punkt zu bringen: Mein Eindruck war, dass die Synode mehr über den Stil und die Absichten des Papstes sowie über Stimmung und Fraktionen im Bischofskollegium gesagt hat, als über die behandelte Sache. Was nicht heißt, dass die Synode nicht wichtig oder gar überflüssig gewesen wäre. Ohnehin war nicht geplant, dass Entscheidungen getroffen werden sollten. Kardinal Lorenzo Baldisseri, damals neu ernannter Generalsekretär der Bischofssynode, hatte schon Ende 2013 gesagt: „2014 wird es nicht um Entscheidungen gehen, sondern darum, Meinungen einzuholen und die wichtigen Fragen herauszufinden. Papst Franziskus möchte einen dynamischen Prozess einleiten, ähnlich der Zeit des II. Vatikanischen Konzils.“

Robert Mickens, US-amerikanischer Vatikanist, benennt als eine der auffälligsten Eigenschaften von Franziskus: „seinen Sinn für Freiheit“. Der zeigte sich gleich in der 1. Sitzung der Synode, in der der Papst sagte: „Nach der Kardinalsversammlung im Februar haben mir ein paar Kardinäle gesagt: ‚Entschuldigen Sie, dass wir nicht alles gesagt haben, was wir wollten, aber wir wussten nicht, was die Anderen dann über uns denken würden.‘ So geht es nicht! Jeder muss alles sagen, was er in seinem Herzen fühlt.“ Und so forderte er die Delegierten zu offener Rede und respektvollem Zuhören auf.

Die große Mehrheit der Synodenväter nahm die Gelegenheit zur offenen Debatte an. Und so berichteten die Teilnehmer, dass die Atmosphäre in der Synodenaula deutlich freier war als bei früheren Versammlungen. Es gab aber innerhalb wie außerhalb der Synode einige Bischöfe, die die Offenheit der Debatte an sich schon irritierte. Eine Stimme aus diesem Lager mag hier genügen. Bischof Tobin von Providence (Washington, USA) kommentierte auf der Website seines Bistums die Synode mit den Worten: „Papst Franziskus wollte Verwirrung stiften. Mission erfüllt!“ Es



ist ja schon seit längerem offensichtlich, dass traditionalistische Kreise schon das Nachdenken und Diskutieren über mögliche Reformen nach Kräften verhindern wollen. Vor diesem Hintergrund war der Verlauf der Synode ein Erfolg.

Und der Inhalt? Zu den kontroversen Themen gab es wenig Ergebnisse. So heißt es in der „Botschaft“, die die Delegierten verabschiedet haben: „In der ersten Etappe unseres synodalen Weges haben wir über die pastorale Begleitung und den Zugang zu den Sakramenten der wiederverheirateten Geschiedenen reflektiert.“ Mehr nicht! Anders als bisher üblich wollte der Papst, dass eine „Relatio synodi“, eine Art Abschlussbericht, verabschiedet werden solle. Im Entwurf dafür gab es einige Aussagen über zivil Wiederverheiratete und Menschen in gleich-

Wüsten umherirren, an die, die verfolgt werden, einfach aufgrund ihres Glaubens oder ihrer spirituellen und menschlichen Werte, an die, die getroffen sind von der Grausamkeit der Kriege und der Unterdrückung. Wir denken auch an die Frauen, die Gewalt erleiden oder der Ausbeutung unterworfen werden, an den Menschenhandel, und an die Kinder und Jugendlichen, die Opfer von Misshandlungen werden.“ Die Synode ruft alle in der Kirche auf, Menschen in solch schwierigen Situationen noch mehr Hilfe zu leisten. Das ist zwar nicht neu, aber es ist auch nicht verkehrt, das noch einmal deutlich zu formulieren.

Aufschlussreich war eine Äußerung von Kurienerzbischof Vincenzo Paglia, der dem Papst nahesteht: „Vielleicht ist



geschlechtlichen Partnerschaften, die eine vorsichtige Öffnung signalisierten. Sie fanden bei der Abstimmung allesamt nicht die erforderliche 2/3-Mehrheit.

Intensiv gesprochen wurde über die zahlreichen Schwierigkeiten, mit denen Familien kämpfen müssen. Diese Thematik nimmt auch breiten Raum in den Schlussdokumenten ein. So heißt es in der „Botschaft“: „Wir denken an die Flüchtlingsfamilien, die ohne Hoffnung in den

auf der Synode nicht alles so gelaufen, wie es sollte, aber Papst Franziskus hat einen Weg eröffnet, hinter den es kein Zurück gibt.“ Die nächsten Jahre werden zeigen, wie gut (oder auch mühsam) es auf diesem Weg vorangeht.



JESUS WAR KEIN PAPI

von Hans Conrad Zander

Jesus war kein Familienfreund! Das schreibt der theologisch spitzzüngige Satiriker und Schriftsteller, den wir um einen Beitrag zum Thema ‚Familie‘ für den Pfarrbrief St. Agnes baten.



Es gibt einen Jesus, den Unzählige dringend bräuchten. Und doch wagt keiner, an ihn zu glauben: Jesus als Vorbild des christlichen Familienvaters. Unter Myriaden abenteuerlicher Jesus-Wunschbilder ist dies das einzige, das sich aller, auch der verwegenen, Phantasie versagt.

Warum? Sonst geht doch alles. Warum dieses eine nicht? Weil es das Evangelium nicht zulässt. Das Evangelium Jesu Christi, sonst für fast alles verbiegbare und verdrehelbare, in diesem einen Punkt sperrt es sich absolut. Lukas 14, Vers 26: „Es ging viel Volk mit ihm, und er wandte sich um und sprach: Wenn jemand zu mir kommt und hasst nicht Vater, Mutter, Frau, Kinder, Brüder, Schwestern, dazu auch sein eigenes Leben, so kann er nicht mein Jünger sein.“

„Hassen“ ist ein krasses Wort aus dem Munde dessen, der sonst die Sanftmütigen seligpreist. Doch so krass steht es im Evangelium selbst, und zwar ausgerechnet bei Lukas. Bei dem sonst so feinsinnigen, hochgebildeten und netten Frauenverstehere Lukas steht diese Aufforderung Jesu zum radikalen Bruch mit der Familie. Am interessantesten ist der Vordersatz: „Es ging viel Volk mit ihm, und er wandte sich um und sprach ...“ (Lukas 14, 25). Das heißt: Nicht etwa nur einen kleinen, klerikalen Führungskreis hat Jesus aufgerufen zur radikalen Abkehr vom Familienleben. Nein, die Aufforderung richtet sich an „viel Volk“. Uns alle ruft Jesus auf, mit dem Familienleben zu brechen. Kein Wunder, dass Legionen von familienbeflissenen Theologen angestrengt versucht haben, dieses familienfeindliche Jesuswort familienkonform umzuinterpretieren. Gelungen ist es keinem. Es geht einfach nicht.

In diesem Punkt ist der evangelische Bericht überwältigend klar: Der Erlöser war kein Papi. Er war das Gegenteil. Jesus von Nazareth war ein Revolutionär. Er selber sagt es uns. Matthäus, 10. Kapitel, Vers 34: „Wähnt nicht, dass ich gekommen bin, Frieden auf die Erde zu bringen. Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert.“

Revolution ja. Frage nur: Wogegen? Darüber herrscht unter christlichen Schriftgelehrten enorme Verwirrung. War Jesus ein Aufrührer gegen den Staat oder gegen den Tempel? Nein, weder das eine noch das andere. Die Revolution, zu der Jesus aufruft, ist von anderem Kaliber. Lest nur weiter im Evangelium:

„Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert“: Unmittelbar auf diesen Satz folgt bei Matthäus, aus Jesu eigenem Mund, die unzweideutige Klarstellung, was für eine Revolution er selber meint: „Denn ich bin gekommen, den Menschen zu empören gegen seinen Vater und die Tochter gegen ihre Mutter und die Schwiegertochter gegen ihre Schwiegermutter. Und des Menschen Feinde werden seine eigenen Hausgenossen sein“ (Matthäus 10, 35-36).

Jesus, der Familienfeind! Kein anderer hat eine derart radikale Revolution gewagt. Lange vor dem römischen Staat mit all seinen Legionen, lange vor dem Tempel in Jerusalem mit all seinen Priestern und Händlern, vor allen anderen Institutionen, die die Menschheit bedrücken, war sie: die Familie. Wer gegen die Familie aufsteht, der steht auf gegen die Mutter aller Institutionen.

„Ledig bleiben ist so schlimm, wie einen Mord begehen“, so fasst der Talmud die Botschaft des Alten Testaments zusammen. Selbst der weise Salomon bricht beim Gedanken, ein Mann könnte keine Familie gründen, in den klassischen Ruf des Entsetzens aus: „Wehe dem Alleinstehenden!“ (Prediger 4, 10)

Wir wissen jetzt Bescheid: Die Familie ist die Mutter aller Institutionen. Was Jesus als erster gewagt hat, ist die Mutter aller Revolutionen: Religion als familienfreie Zone. Was hat wohl seine Herkunftsfamilie dazu gesagt?

„Als die Seinen das vernahmen, kamen sie her, um ihn festzuhalten. Denn sie sagten: Er ist irre.“ (Markus 3, 21).

„WIR KÖNNEN ES NICHT ALLEN RECHT MACHEN“

Petra Schneider leitet die Kita St. Agnes. Im Interview mit dem Pfarrbrief spricht sie über veränderte Bedingungen in der Betreuung der Kinder, über das gewandelte Familienbild und darüber, wie es ist, provisorisch im Container zu arbeiten.

Pfarrbrief: Frau Schneider, seit August 2013 ist die Kita St. Agnes vorübergehend ‚im Container‘ beheimatet. Ihr härtestes Jahr als Erzieherin?

Frau Schneider: Gar nicht! Uns geht es hier sehr gut! Bevor es in den Container ging, gab es natürlich Ängste, besonders von Eltern: „Oh Gott, wird das gut genug?“ Aber als wir drin waren, war fast alles gut. Natürlich ist es etwas eng und im Sommer auch recht warm. Aber im Prinzip ist das eine gute Lösung. Und wir wissen ja auch, wofür es gut ist: Nächsten Sommer ist die neu gebaute Kita fertig! Und die werden wir brauchen für die Umstellungsprozesse, in denen wir uns befinden.

Was bedeutet das genau?

Derzeit haben wir 82 Kinder mit 12 Betreuerinnen und 2 Betreuern. Davon besteht eine Gruppe aus Kindern im Alter von 2–6 Jahren. Bald werden wir nur noch mit sogenannten U3-Gruppen einsteigen, also mit Kindern unter drei Jahren. Diese Kinder brauchen zum Teil eine andere, eine intensivere Betreuung. Und darauf müssen wir uns einstellen, z.B. mit Schlaf- und Wickelräumen. Der neugebaute Kindergarten wird zwar größer als der alte sein, aber nicht mehr Betreuungsplätze anbieten. So werden wir wegen der U3-Betreuung jährlich etwas weniger Kinder aufnehmen können. Und das wird weiterhin zu Frust führen bei den Eltern.

Warum?

Nach dem Prenzlauer Berg in Berlin soll das Agnesviertel das kinderreichste in Deutschland sein. Und seit die Anzahl der katholischen Kindergärten im Pfarrgebiet von vier auf eins – nämlich uns – reduziert wurde, nehmen wir noch mehr die Begehrlichkeit auf unsere Plätze wahr. Auf ca. 24–30 Neuaufnahmen kommen 350 Bewerbungen. Wir wissen also, dass wir es nicht allen recht machen können. Wegen der neuen U3-Regelungen schaffen wir Ärger gerade bei Eltern von Geschwisterkindern, die diese noch über das dritte Lebensjahr hinaus daheim behalten wollen.

Denn diese können wir jetzt nicht mehr aufnehmen.

Sie arbeiten seit 1992 in der Kita St. Agnes. Was hat sich seither verändert in der Erziehungsarbeit und im Familienbild?

Laut Gesetzeslage sollen Kindergärten ‚familienergänzend‘ sein – und früher war das auch so. Da war um 12 Uhr Schluss und meist war dann ein Elternteil zu Hause; die Kinder wurden mittags abgeholt und der Hauptschwerpunkt des Lebens für Kinder in diesem Alter lag in der Familie. Seit ca. 5–6 Jahren ist das anders. Jetzt liegt der Schwerpunkt für die meisten Kinder hier. Beide Eltern gehen meistens Vollzeit arbeiten – was auch, gerade bei den hohen Mieten im Agnesviertel, kein Wunder ist. Wir bieten seitdem eine Betreuung von 7:30 Uhr bis 16:30 Uhr an. Dann stehen oft Nannys oder Au-pairs bereit, um die Kinder abzuholen. Ihre Eltern sehen viele Kinder erst am Abend.

Merkt man den Kindern an, dass sich gesellschaftlich etwas geändert hat?

Für die Kinder ist natürlich das normal, was sie erleben. Sie leben jetzt und jetzt ist das halt so. Wir nehmen allerdings wahr, dass die Kinder sehr viel von uns brauchen. Früher zum Beispiel waren die Kinder trocken, wenn sie in den Kindergarten kamen. Heute geschieht die Umstellung bei uns – mit allen Konsequenzen für den Arbeitsaufwand. Auch so basale Dinge wie Tischmanieren oder der Umgang untereinander, darauf müssen wir heute viel mehr schauen als früher. Und dann kommen noch die Erwartungen der Eltern hinzu. Es ist verständlich, dass sie ihr Kind optimal erzogen haben wollen. Am liebsten wäre ihnen Komplettbetreuung. Einige fragen schon nach Musikunterricht in der Kita. Das können wir natürlich nicht alles erfüllen.

Sie erwähnten, dass die Kita St. Agnes die letzte katholische Einrichtung für Kinder im Viertel ist. Was macht die katholische Prägung aus?



Ich mache das am Beispiel Allerheiligen fest: In unserer Kita feiern wir nicht Halloween, sondern wir folgen dem katholischen Festkreis. Daher bringen wir den Kindern spielerisch den Anlass und die Bräuche rund um das Allerheiligenfest nahe. Das heißt nicht, dass wir nicht auch ordentlich feiern könnten. Das machen wir an Karneval, aber danach kommt eben auch die Fastenzeit. Wir erleben mit den Kindern gemeinsam das Kirchenjahr. Wir gehen immer wieder zu Gottesdiensten in die Kirche, zünden dort Kerzen an oder erhalten das Aschekreuz. Diese Anbindung, so nehme ich das nicht nur bei katholischen Eltern wahr, wird sehr geschätzt.

Die Kita ist seit Juli offiziell Teil des Familienzentrums, das in St. Agnes gegründet wurde. Was macht das aus?

Das Konzept um das Familienzentrum ist noch ‚im Wachsen‘. Wir warten sehr auf die neuen Räumlichkeiten, die die Vernetzung erst ermöglichen, die wir mit dem Zentrum anstreben. Wir wollen eine Anlaufstelle schaffen für verschiedene Angebote über die Generationen hinweg: Beratung, Vernetzung, Austausch. Dazu haben wir auch die Familienbildungsstätte in der Weißenburgstraße als Partner gewonnen. Gerade Neuzugezogenen soll das Zentrum einmal eine Möglichkeit bieten, ein Netzwerk im Viertel zu knüpfen.



Konzept



Programm

Familienzentrum St. Agnes

Das neue Pfarrgemeindezentrum wird künftig der Sitz des bereits existierenden Familienzentrums St. Agnes sein. Familientherapeutin Elisabeth Leufgens-Semrau stellt das Beratungsangebot vor:

Seit April dieses Jahres biete ich als Mitarbeiterin der Katholischen Beratungsstelle für Kinder, Jugendliche und ihre Eltern Sprechstunden in der Kindertagesstätte St. Agnes an.

Mütter, Väter, aber auch beide Eltern gemeinsam kommen, um über Fragen und Sorgen zu sprechen, die sie mit ihren Kindern haben. Im Gespräch schauen wir nach Möglichkeiten, das Zusammenleben für alle gut zu gestalten. Oft tut es gut, die Situation, die Sorge bereitet oder besonders herausfordert, einfach einmal aus einem ‚anderen‘ Blickwinkel zu

betrachten, und so neue Ideen zum Umgang miteinander zu erhalten.

Manchmal informiere ich Eltern über weitere Angebote und Einrichtungen, die sie als Familien unterstützen können. Gerne kann eine Beratung in der Beratungsstelle in der Arnold-von-Siegen-Straße fortgesetzt werden.

Die Sprechstunde steht auch Eltern zur Verfügung, deren Kinder nicht die Kindertagesstätte besuchen. Alle Inhalte der Gespräche unterliegen selbstverständlich der Schweigepflicht.

„ZÄH MUSS MAN SEIN“



Wie sieht es in einem Familienbetrieb aus, in dem die Familie von der Arbeit geprägt ist und umgekehrt? So wie bei ‚Der Brotspezialist‘, der rundum familiären Veedelsbäckerei in der Blumenthalstraße. Hilde Naurath fragte bei der Chefin Michaela Koett nach.

Anfangen hat alles mit dem Traum ihrer Eltern. 1971 kamen die Eheleute Meyer als Bäckereifachverkäuferin und als Bäckermeister aus der Eifel nach Köln, um sich etwas Eigenes aufzubauen. „Sie hatten das Glück, sich zu finden – und sie fanden den Laden in der Blumenthalstraße, in dem sie es versuchen wollten“, erinnert sich die Tochter in demselben Laden an die Erzählungen ihrer Eltern. „Alle erklärten meine Eltern für verrückt. Die ersten Jahre waren auch sehr schwer. Aber“, lacht sie, „nun, unsere Bäckerei gibt es heute noch, dank der treuen Kunden!“ Sie selbst ist in die Familientradition hineingeschliddert. Die sportliche Frau wollte eigentlich Polizistin werden, scheiterte aber an den Deutschprüfungen. „Im Nachhinein war es das Beste, was mir passieren konnte. Sonst hätte ich jetzt vielleicht nicht meinen Mann, meine vier Kinder, meinen eigenen Laden.“ Denn sie besann sich auf die Familientradition und schaffte die üblicherweise dreijährige Lehre zur Bäckereifachverkäuferin in zwei Jahren – „ich war ja gut angeleitet“. Als die Eltern in Erwägung zogen, den Handwerksbetrieb in den nächsten Jahren einzustellen, stellte sich ihr die Frage: „Mache ich das?“ Sie entschied sich dafür: „Sonst hätte die Bäckerei, in der ich aufgewachsen bin, zugemacht oder wäre vielleicht von einem Fremden übernommen worden. Beides konnte ich mir nicht vorstellen.“ 2010 legte sie die Meisterprüfung ab. Mittlerweise dauert ein „ruhiger Arbeitstag von 3 bis 16 Uhr – und abends nochmal zwei, drei Stunden“; ein betriebsamer Tag geht schon mal „von 23 bis 21 Uhr, mit ein, zwei Stunden Schlaf dazwischen.“ Fünf Familienmitglieder helfen rund ums Brotbacken. Die Chefin zählt an den Fingern ab: „Eltern, Schwägerin – wir verstehen uns sogar besser, seit wir zusammen arbeiten –, Sohn, mein Mann – aber seit das Team komplett ist, mein Mann nur noch sonntags oder zwischendurch.“ Sie lächelt: „Wir hatten Glück, dass wir uns früh kennenlernten.“ Ihr Mann ist Berufskraftfahrer von Beruf. Einen Abend pro Woche richten sich die Eheleute ein, um gemeinsam auszugehen: „Kino zum Beispiel – obwohl, das ist eher mein

Ding, das macht er dann mir zuliebe“. Die Kinder zwischen 3 und 16 Jahren „laufen so mit“. Liebevoll schildert die Bäckermeisterin die Selbstständigkeit des Nachwuchses: „ohne ginge es nicht“. Der Älteste hilft derweil hinter der Theke und verzaubert mit jugenhaftem Charme die weibliche Kundschaft. Übernimmt er die nächste Nachfolge? Nein, der 16-Jährige hilft „aus Spaß“. Der 12-Jährige dagegen scheint den Beruf des Bäckers ernsthaft zu planen – „er opfert einen seiner zwei Morgen in der Woche, an denen er ausschlafen könnte, um in der Backstube mitzuhelfen. Das heißt ja schon was.“ Das insgesamt 13-köpfige Team, „das ist im Großen und Ganzen perfekt“. Keinesfalls missen möchte sie auch den Umgang mit den Kunden. Manche von ihnen kennen sie schon von klein auf – „es wird weniger, aber für viele langjährige Kunden ist es toll, wenn ihnen jemand zuhört“. Wie zum Beweis tauscht sie schnell Neuigkeiten mit einem Pärchen beim Brotkauf aus. „Zäh muss man sein“, gibt sie dann zu. Zeit für sich selbst findet sie selten, immerhin, „beim



Motorradfahren kann ich ganz abschalten“. Die Adventszeit zelebriert sie bewusst als Familienzeit, „mit Kerze und allem, auch mein Bruder kommt am Sonntag, der ist auch Bäcker, und wir feiern an einem Adventssonntag Weihnachten vor, weil über die Feiertage keine Zeit bleibt“. Stärkt die familiäre Arbeit den Zusammenhalt? Wenn sie sich ihre Eltern ansieht, die feiern bald Goldhochzeit: „Sie müssen sie zusammen sehen! Sie machen total verrückte Sachen zusammen. Je oller, je doller! Fremde fragen immer: ‚Wie lange kennen die sich schon?‘“ „Wie frisch



verliebt“, nickt die Mitarbeiterin hinter der Theke, „so wünscht man sich das, genauso.“ Und die Nachfolgerin betont: „Und das bei 24 Stunden Zusammensein!“ Ist also gemeinsame Arbeit das Erfolgsrezept für eine glückliche Ehe? „Naja“, lacht die Geschäftsleiterin, „meine Eltern, das war schon eine andere Zeit. Mein Vater war der Chef. Ganz klare Rollenverteilung. Wenn ich mir das mit meinem Mann vorstelle ... Da ist es schon besser, dass er seinen eigenen Beruf hat.“

Wie backt man sich einen bekömmlichen Familienbetrieb? Es scheinen reichlich Unermüdlichkeit, stete Herzenswärme und eine gute Prise Glück dazuzugehören,



zusammengehalten durch einen gemeinsamen Traum. Die übrigen Zutaten bleiben wohl Geheimrezept. Nur ein Motto vertritt Familie Koett ganz sicher: „Eines kommt definitiv nicht infrage: Fertigmischungen!“

„Wie stellst Du Dir Deine ideale Familie vor?“

Wir haben einige der Jugendlichen gefragt, die im Oktober 2014 in St. Kunibert gefirmt worden sind.

Dennis: „Die Familie sollte hilfsbereit sein. Wenn ich 25 Jahre alt bin, kann es mit dem Familiengründen losgehen.“



Marie: „Ich will nur einen Sohn... und halt einen Mann.“

Marco: „Meine Familie wird immer helfen, wenn es mal grad eng wird. Eine eigene Familie möchte ich erst gründen, wenn ich genug Geld habe.“



Alice: „Ich habe eigentlich keine festen Vorstellungen; ich möchte nur glücklich sein und nicht getrennt leben müssen.“

Geo: „Die Familie soll zusammenstehen und gerade bei Problemen ein offenes Ohr haben. Meine Eltern werden ja auch mal älter und dann will auch ich für sie da sein.“



„DAS SIND MEINE MÜTTER“



Was sind die alltäglichen Erfahrungen einer ‚Regenbogenfamilie‘? Marlene ist Gemeindemitglied in St. Agnes. Mit ihrer Partnerin hat sie eine Familie gegründet, nachdem sie lange mit Gott gerungen hat. Für den Pfarrbrief hat sie ihre Gedanken aufgeschrieben.

Das Vorgespräch zur Anmeldung an der weiterführenden Schule: Meine Frau und ich sprechen mit dem Erprobungsstufenleiter – das heißt, eigentlich führt dieser das Gespräch mit unserem Sohn Luis. Der soll Auskunft geben über unsere Adresse, seine Grundschule, seine Hobbys, seine Lieblingsfächer. Dann die Frage: Und wie heißt dein Vater? Und unser Sohn antwortet gelassen: „Das sind meine beiden Mütter: Lili und Marlene.“ Unser Gegenüber ringt nur einen Moment um Fassung. So etwas

gleiches Geschlecht doch niemandem.

Aber darf ich auch eine Familie gründen, so wie ich es mir seit meiner Kindheit gewünscht habe? Auch das war wieder ein mühsamer Prozess und ein Ringen: mit meinen Moralvorstellungen und mit meinem Glauben. Was würde ich dem Kind auf, das auf jeden Fall ein Anderssein erleben wird? Schließlich hat sich die Überzeugung durchgesetzt, dass meine Frau und ich einem Kind gute Eltern sein



habe er bisher noch nicht erlebt. Wir erklären ein wenig. Er streicht im Formular ‚Vater‘ durch und schreibt „2. Mutter“. Das Gespräch endet sehr positiv, so wie wir es in Köln eigentlich gewohnt sind. Als ‚Regenbogenfamilie‘ erleben wir immer wieder Offenheit und Toleranz, Neugier, manchmal Verblüffung, aber Ablehnung eigentlich nicht.

Mit Herzklopfen hatte ich damals den Pfarrer gefragt, ob er Luis taufen würde. „Selbstverständlich und gerne! Er hat sich seine Lebenssituation ja nicht ausgesucht“, war die Antwort. Wirklich ausgesucht habe ich sie mir auch nicht. Zumindest, was das Lesbisch-Sein angeht. Jahrelang habe ich versucht, es zu verleugnen, dagegen anzugehen. Auch mit Gott habe ich gerungen und gekämpft. Und in mir wuchs die Überzeugung: Auch wir Homosexuellen sind von Gott so gewollt und geschaffen, sonst gäbe es uns ja nicht. Und wir schaden mit unserer Zuneigung zum

können, ihm Liebe, Geborgenheit und ein Zuhause geben können, genauso gut oder schlecht wie ein heterosexuelles Paar. Wie gut wir als Eltern sind, dazu muss man wohl unseren Sohn befragen.

In der Agnesgemeinde fühle ich mich angenommen, so wie ich bin. Offen hat noch keiner Anstoß genommen. Beispielsweise habe ich in der Gruppe der Kommunionkatecheten keine Vorbehalte empfunden. „Betest du ein ‚Vater unser‘ für mich mit?“, fragt meine Frau manchmal, wenn ich in die Kirche gehe. Sie ist auch katholisch erzogen, steht aber seit ihrer Jugend auf Kriegsfuß mit der Kirche. Also sind wir als vollständige Familie in der Gemeinde eher nicht sichtbar. Ich habe aber den Eindruck, dass wir auch als solche willkommen sind.

Alle Namen wurden von der Redaktion geändert.





EIN JUNGBRUNNEN: DIE KÖLNER KEVELAER-BRUDERSCHAFT



Marienvallfahrgemeinschaft und junge Leute – in der Kölner Kevelaer-Bruderschaft geht das zusammen. Im vergangenen Sommer waren unter den 130 Teilnehmern der Kevelaer-Wallfahrt bereits über 50 Kinder und Jugendliche. Michael Rind, der Präfekt der Bruderschaft, erzählte Ute Strunk, wie es dazu kam.

„Wir sind eine Marienwallfahrtsgemeinschaft, die sich schon seit 1672 jährlich zu Fuß auf den Weg von St. Kunibert ins niederrheinische Kevelaer macht – und zurück! Dabei ziehen wir betend und singend durch die Ortschaften, während das Kreuz vorneweg getragen wird. Die Pilger sind meist über Jahrzehnte begeistert dabei.“

Aber die Teilnehmerzahl war rückläufig. Die Pilgergemeinschaft, im Jahre 1680 vom Kölner Erzbischof als Bruderschaft anerkannt, wollte diese Entwicklung zu Beginn des neuen Jahrtausends aufhalten. Der Vorstand suchte gemeinsam nach Ideen, die christliche Wallfahrtstradition zukunftstauglich zu gestalten. Daraus entstand ein Konzept zur ‚Neupilgergewinnung‘, das besonders Kinder und Jugendliche einbinden sollte. „Denn die Jugend ist nicht nur unsere Zukunft, sondern auch die von Wallfahrtsgemeinschaften, christlichen Gemeinschaften und Kirche insgesamt“, stellt er als Vater zweier erwachsener Töchter fest.

Doch gerade bei Neueinsteigern ist zu Beginn des Weges die Ungewissheit groß: „Was erwartet mich?“, „Wie groß sind die Strapazen – halte ich das durch?“, „Werde ich mit den anderen Teilnehmern klar kommen?“ Die Bedenken werden in Gesprächen bei der Anmeldung offen angesprochen und die Alternativen für den Weg oder die Übernachtung besprochen. „Und dann ist es erstaunlich, wie schnell sich gerade die jungen Pilger eingewöhnen und mit Feuereifer dabei sind“, berichtet Michael Rind begeistert.

Wichtig ist der Bruderschaft, während der kompletten

Wallfahrtsoktav Gestaltungsräume für die Jugend anzubieten. Gemeinsame Andachten, die sie selbständig gestalten, eigene spirituelle Angebote und das Erlebnis in der großen Gruppe verbinden. Spontan wird da ein Klettergerüst am Wegesrand zur Pausenbeschäftigung – obwohl die Füße eben noch keinen Schritt mehr tragen wollten!

Und immer wieder gibt es Miteinander über die Generationengrenzen hinaus: so reicht die 75-Jährige dem Siebenjährigen die Hand und geht mit ihm betend oder erzählend eine Station. So löst sich dann auch der Drang, den Weg mehr im Bus als zu Fuß zurückzulegen, in Luft auf.

„Der erstaunliche Zuspruch der jungen Leute ist das Ergebnis genauso unermüdlicher wie kontinuierlicher Aufbauarbeit besonders unserer Jugendbetreuerinnen in den vergangenen Jahren“, betont der Präfekt. Der finanzielle Beitrag zur Teilnahme an der Wallfahrt wird überschaubar gehalten. Als Jugendlicher gilt man bis zum Abschluss der Ausbildung. Das gemeinsame Tun wird nicht auf die Wallfahrtszeit beschränkt. Neben der Internetseite www.koelnerkevelaerbruderschaft.de und den sozialen Netzwerken schafft die Bruderschaft im Jahresverlauf Gelegenheiten, die Kontakte zu pflegen. „Dazu nehmen wir auch schon mal Geld in die Hand, um Dinge zu tun, die jungen Menschen eben Spaß machen, zum Beispiel eine Stadionbesichtigung mit anschließendem Picknick.“ Und zum gemeinsamen Grillen können auch Freunde mitgebracht werden. Die pilgern dann vielleicht im kommenden Jahr mit zur „Trösterin der Betrüben“ nach Kevelaer am Niederrhein.





„BIBLISCHE AUSMAßE“

Der Schriftsteller und Orientalist Navid Kermani im Interview mit Peter Otten über die Flüchtlingsproblematik, seine Erfahrungen im Irak und seine Erwartungen an religiöse Gemeinschaften.

Pfarrbrief: Sie waren vor kurzem auf einer Reportagereise im Nahen Osten unterwegs. Welche bedrückenden Eindrücke nehmen Sie aus den Flüchtlingslagern im Irak mit nach Köln?

Kermani: Wir waren 35 Tage, nachdem Hundertausende oder sogar Millionen Menschen aus dem Zentralirak vor dem IS in die kurdischen Gebiete geflohen waren, vor dem Ort. Und alle in der Welt hatten in diesen Zeitraum darüber gesprochen, dass den Menschen zu helfen sei. Alle waren sich einig und dann kommt man dahin und sieht, dass die Flüchtlinge noch immer von den Dörflern der Gegend versorgt werden. Nichts war angekommen. Und das Lager liegt praktisch an der Außengrenze der NATO, in einem sicheren Gebiet. Das ist nicht zu begreifen. Die Menschen schliefen zum Teil immer noch auf nacktem Boden, hatten keinen Arzt gesehen, wurden notdürftig und unter eigenen Entbehrungen von der örtlichen Bevölkerung versorgt. In einem Distrikt wie Sakho, in dem ich gewesen bin, kommen 700.000 Flüchtlinge auf 1,3 Millionen Einwohner. Die Menschen öffnen ihre Häuser, lassen Flüchtlinge in ihren Wohnzimmern und praktisch in allen Schulen schlafen, sind aber angesichts des Ansturms von Menschen komplett überfordert. Die angeblich so wichtige ‚humanitäre Komponente‘ und die Solidarität mit den verfolgten Christen oder Jesiden, die bei uns oft wortreich eingeklagt wird, bleibt faktisch aus. Inzwischen hat dort der große Regen eingesetzt, es ist nachts bitterkalt und wird bald noch kälter. Und es gibt nicht einmal genug Notunterkünfte.

Wie nehmen Sie das Thema Flüchtlinge innerhalb der Stadt Köln wahr?

Wenn man aus dem Nahen Osten nach Deutschland zurückkehrt, mit den unglaublichen Flüchtlingsdimensionen dort, wo Flüchtlinge also wirklich überall sind, und zwar auch sichtbar, mit ebenso konkreten wie gewaltigen Auswirkungen auf den Alltag der Menschen, die Wirtschaft, die Gesellschaft – dann wundert man sich eher darü-

ber, dass die Flüchtlinge in Deutschland immer noch so wenig sichtbar sind, obwohl sie so wenige gar nicht sind. Aber man

packt sie offenbar weg, steckt sie in abgelegene Heime oder Sammelunterkünfte und schafft sie damit aus dem Blickfeld.

Was erwarten Sie von einer Pfarrei wie St. Agnes im Hinblick auf die Menschen, die auch ins Agnesviertel kommen oder schon hier leben?

Das Flüchtlingsproblem, das im Nahen Osten oder auch in Ostafrika inzwischen ja schon biblische Ausmaße angenommen hat, ist eine der großen Herausforderungen unserer Zeit. Es wird nicht verschwinden, und ja, es wird sich auch auf unsere Gesellschaft auswirken; vielleicht nicht in dem Ausmaß wie im Libanon, wie in Jordanien, in Kurdistan oder in der Türkei, aber doch spürbarer, als es derzeit noch der Fall ist. Es hilft nicht, das Problem zu ignorieren oder die Belastungen auch für uns selbst kleinzureden. Im Gegenteil, ich glaube, gerade den religiösen Gemeinschaften – allen! – ist es aufgetragen, ihre Mitglieder und Nachbarn auf Belastungen und auch Konflikte vorzubereiten, für Verständnis, Mildtätigkeit und Barmherzigkeit zu werben. Und vor allem: die Flüchtlinge aus der Anonymität der Lagerunterkünfte herauszuholen, ihnen ein Gesicht zu geben: nämlich unseres. Mein Eindruck ist, dass das in vielen Gemeinden geschieht. Und natürlich finde ich es großartig und höchst bemerkenswert, daß der neue Kardinal die Flüchtlingshilfe zu einem Schwerpunkt seiner Arbeit im Bistum machen möchte.



KEIN MENSCH FLIEHT FREIWillIG



Fast 5.000 Flüchtlinge leben derzeit in Köln, davon ist die Hälfte unter 18 Jahren. Auch in St. Agnes wollen sich Menschen engagieren.

Clemens Zahn vom Caritasverband Stadt Köln e. V. beschreibt die Situation in Köln.

Eines der drängendsten Probleme in unserer Stadt stellt derzeit die Unterbringung von Menschen dar, die aufgrund von Verfolgung und Flucht in Deutschland Schutz suchen und bei uns auf eine sichere Aufnahme hoffen. In Köln leben – zum Stichtag 7. November 2014 – 4.608 Flüchtlinge, davon sind 47% unter 18 Jahren. Von dem furchtbaren, von Gewalterfahrung und Traumatisierung geprägten Schicksal der Verfolgung und Vertreibung sind Menschen aus allen Teilen der Welt betroffen. Die Gründe und Ursachen ihrer Flucht mögen unterschiedlich sein – etwa religiöse, ethnische oder politische Verfolgung –, die Konsequenzen sind jedoch für alle gleich und treffen jeden mit ganzer Härte: Aufgabe der Heimat, des Besitzes, der familiären Bindungen und sozialen Netzwerke, des Berufes, der Schule und Ausbildung. So wird deutlich, dass niemand einen solchen Weg freiwillig

wählt, sondern dass die Flucht die letzte Option darstellt, um zu überleben. Sie kommen zu uns und erhoffen sich Aufnahme, Anteilnahme und ein Willkommen, kurz: Mitmenschlichkeit. Können wir, wollen wir ihnen von dieser grundlegenden Mitmenschlichkeit etwas anbieten?

Die Bibel spricht schon im Alten Testament davon, den Flüchtlingen Aufnahme zu gewähren. In Köln gibt es glücklicherweise eine wachsende Anzahl an Bürgerinnen und Bürgern, Initiativen und Kirchengemeinden, die genau dieses Zeugnis geben. Hierfür sind ein paar Voraussetzungen notwendig, für die nicht die Bürger, sondern die Stadt Verantwortung trägt: Flüchtlinge benötigen eine ausreichende und stabile Betreuung vor Ort, die den Bürgern und Initiativen zugleich als Ansprechpartner

dient. Sie benötigen menschenwürdige Unterkünfte, zu denen sich die Stadt im Jahr 2004 am Runden Tisch für Flüchtlingsfragen verpflichtet hat, keine Einfach-Container, und schon gar nicht tageslichtfreie Massenunterkünfte wie Turnhallen und leerstehende Baumärkte. Die Unterkünfte müssen vor allem den Familien den notwendigen Schutzraum bieten und sich auch äußerlich in den Stadtteil einpassen. Die Standorte sollten von ihrer Größe und Lage die Integration der Menschen in ihre neue Umgebung

Einladung

FLÜCHTLINGSARBEIT

Einladung zum Runden Tisch

Auch in unserem Viertel leben in einigen Häusern Flüchtlinge, die Unterstützung benötigen. Wir wollen alle Menschen, die sich für ein Engagement interessieren, zu einem „Runden Tisch Flüchtlingsarbeit in St. Agnes“ einladen. Dort wollen wir über die Situation der Flüchtlinge informieren und mit Fachleuten vom Caritasverband Köln überlegen, wie konkrete Hilfe aussehen kann. Ein erstes Treffen findet am Dienstag, den 6. Januar um 19:30 Uhr in der Krypta von St. Agnes statt.

Infos und Anmeldung unter peter.otten@st-agnes.de oder 0221-78807525.

ermöglichen und unterstützen. Für die Kinder müssen Betreuungsmöglichkeiten und Schulplätze zur Verfügung gestellt werden, denn zum Glück gilt auch für sie die Schulpflicht. Und es sollte sichergestellt sein, dass die Menschen in ihren Unterkünften dauerhaft bleiben können, also von weiteren Umzügen und den damit verbundenen Anpassungsherausforderungen verschont bleiben. Wenn Stadt, Kirchengemeinden, Wohlfahrtsverbände, Vereine und Initiativen, engagierte Mitbürgerinnen und Mitbürger hier zusammenwirken, die vereinbarten Unterbringungsstandards eingehalten werden, die Bevölkerung eingebunden und gut informiert wird, dann wird das Willkommen der verfolgten und drangsalierten Menschen gelingen.



FRAGEBOGEN



In unseren Pfarrbriefen laden wir regelmäßig Persönlichkeiten aus der Gemeinde zur Beantwortung eines Fragebogens ein. Darin fragen wir gezielt nach Glaube und Religion.

Seit dem 1. Dezember hat die Pfarrgemeinde St. Agnes einen neuen leitenden Küster: Marcel Bode. Der ausgebildete Gesundheits- und Krankenpfleger ist 33 Jahre alt, aufgewachsen in Vechta und war zuvor Küster an der Marienbasilika in Kevelaer.

Was ist Ihre erste Erinnerung an Kirche? Der katholische Kindergarten.

Was gefällt Ihnen an der Pfarrgemeinde St. Agnes mit ihren vier Kirchen? Alle vier Kirchen sind wunderschöne Gotteshäuser und jede hat ihren ganz besonderen Reiz – St. Agnes ist die größte Kirche nach dem Dom, St. Kunibert prägt das Kölner Stadtpanorama am Rhein und St. Ursula hat eine ganz besondere Bedeutung für die Stadt Köln. Was will man mehr? Wenn die Gemeindemitglieder, die ich in den nächsten Monaten kennenlernen werde, genauso interessant sind wie die Kirchen, dann ist das wohl der schönste Arbeitsplatz der Welt. Und im hillige Kölle.

Was weniger? Nach meinen ersten Besuchen in Köln konnte ich nichts finden, was mir nicht gefällt. So soll es auch bleiben.

Ihre Lieblingsgestalt oder Ihre Lieblingsstelle in der Bibel? Die Person Jesus fasziniert mich ganz besonders; für einen Christen ist die Auferstehung das zentrale Thema.

Welches Kirchenlied singen Sie am liebsten? Ich bin leider kein großer Sänger! Ich mag aber generell sehr gerne Taizé-Lieder und „Unser Leben sei ein Fest“. Da freue ich mich schon sehr auf die nächste Nacht der Lichter in St. Agnes.

Welchen Heiligen, welche Heilige schätzen Sie besonders? In meiner Zeit in Kevelaer habe ich „die Schönste von allen“ lieben und schätzen gelernt. So soll es mir auch bei der Heiligen Agnes, der Heiligen Gertrud, dem Heiligen Kunibert und der Heiligen Ursula gehen. Aber alle 11.000 Gefährtinnen sind mir doch etwas zu viel.

Was ist Ihrer Meinung nach die Hauptaufgabe von Kirche? Sie sollte für die Menschen da sein und sie begleiten, in ihren Ängsten, Sorgen und auch bei ihren Freuden. Und das Miteinander ist besonders wichtig, da die Kirche Menschen zusammenbringt und Glauben vermittelt.

Wie sieht St. Agnes in 50 Jahren aus? Puhhh, erst mal muss ich St. Agnes kennenlernen. Ich hoffe aber, noch sehr lebendig und vital!

Wenn Sie Papst wären, was wäre Ihre erste Amtsbehandlung? Gute Frage, auf die es keine schnelle Antwort gibt. Ich würde mich auf jeden Fall überall im Vatikan umschaun und vor allem die Räume aufsuchen, in die man ansonsten nicht so leicht hineinkommt!



WUSSTEN SIE SCHON,...

... dass sich in diesem Jahr bislang 55 Kinder zur Erstkommunion angemeldet haben?

... dass der Kunstkreis St. Agnes seit 25 Jahren Ausstellungen mit aktuellen Künstlern in St. Agnes durchführt? Die Initiative startete der damalige Pfarrer Hans-Ulrich Wiese. Aus diesem Anlass wird der Kunstkreis eine Festschrift herausgeben. Im September wird es zudem eine neue Kunstaussstellung geben.

... dass sich das Cordula- und das Ursulafenster von St. Kunibert zurzeit zur Entdublierung bei der Restauratorin befinden? Entdublierung bedeutet, dass die Schutzschichten von beiden Seiten entfernt werden und auf die Außenseite eine neue Schutzschicht aufgebracht wird. Mitte nächsten Jahres werden beide Fenster zurückerwartet.

... dass St. Kunibert kürzlich einen verschwundenen Schatz zurückbekommen hat? Eine in den fünfziger Jahren beim Wiederaufbau der Kirche verschwundene Reliquienbüste ist vor etwa fünf Jahren bei einem Kunsthändler in Düsseldorf wiederaufgetaucht. Nach einem langen Rechtsstreit hat die Gemeinde sie nun zurückerhalten. Momentan befindet sie sich bei einem Restaurator; danach kommt sie in die Heiligtumskammer von St. Kunibert.

... dass am 2. November 14 Mädchen und ein Junge als neue Ministrantinnen und Ministranten in St. Agnes eingeführt wurden?

... dass die Ferienfreizeit der Katholischen Jugend St. Agnes im nächsten Jahr an den Pälitzsee in Mecklenburg-Vorpommern geht? Sie findet vom 25.07.–08.08.2015 statt. Kinder und Jugendliche von 8 bis 18 Jahren können mitfahren. Die Kosten betragen 450,- Euro. Anmeldungen sind ab Dezember möglich.

... dass die letztjährige Installation „Inner Mind Architecture“ in St. Gertrud den Public Art Award der KHM und des WDR erhalten hat? Weitere Veranstaltungen in St. Gertud finden Sie unter www.st-agnes.de.

... dass sich der Todestag von Nikolaus Groß 2015 zum 70. Mal jährt? Der Diözesanverband der KAB im Erzbistum Köln feiert am Samstag, den 24. Januar 2015 um 16 Uhr einen Gedenkgottesdienst in der Minoritenkirche. Anschließend findet eine Gedenkveranstaltung im Domforum statt, u.a. mit einem Vortrag von Bundesminister a.D. Dr. Norbert Blüm.

... dass der Eine-Welt-Kreis 5.000,- Euro an das Misereor-Projekt „Christen und Muslime gemeinsam“ überwiesen hat? Das Geld stammt aus dem Verkauf nach den Sonntagsmessen von fair gehandelten Produkten.

Impressum

Herausgeber:

Pfarrei St. Agnes, Köln, www.st-agnes.de

Redaktion (Text & Fotos):

Peter Otten, Mark Gevers, Hilde Naurath,
Klaus Nelißen, Jürgen Salz, Ute Strunk

Fotos:

Umschlag hinten: Georg Müller
Foto Bartscherer: Katholikenausschuss
Foto Zander: Hans-Conrad Zander
Fotos Kevelaerbruderschaft: privat
Foto Kermani: Halim Dogan

E-Mail: pfarrbrief@st-agnes.de

